

Silke Schütze

Erdbeerkönigin

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren Lesestoff aus unserem Programm – schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort »Erdbeerkönigin« an:
guteunterhaltung@droemer-knaur.de

Originalausgabe März 2012
Knaur Taschenbuch
© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: plainpicture/Scanpix/Berit Roald;
FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50834-3

2 4 5 3 1

*Für Barbara.
Und für Helmut.*

*»Die Summe unseres Lebens sind die
Stunden, in denen wir liebten.«*

WILHELM BUSCH

*»Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das
Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des
Glücks. Und am verhasstesten ist euch das eigentliche,
das höchste Glück, das Ruhe bedeutet.«*

THEODOR FONTANE, L'ADULTERA

*»Wenn Du vor mir stehst und mich ansiehst, was weißt
Du von den Schmerzen, die in mir sind, und was weiß
ich von den Deinen. Und wenn ich mich vor Dir
niederwerfen würde und weinen und erzählen, was
wüsstest Du von mir mehr als von der Hölle, wenn
Dir jemand erzählt, sie ist heiß und fürchterlich. Schon
darum sollten wir Menschen voreinander so ehrfürch-
tig, so nachdenklich, so liebend stehen wie vor dem
Eingang zur Hölle.«*

FRANZ KAFKA, IN EINEM BRIEF AN OSKAR POLLAK,

8. NOVEMBER 1903

Prolog

Ich bin an einem Mittwoch aus meinem Leben verschwunden. Einige Tage nachdem ich in unserem gepflegten Vorgarten ein kreisrundes Erdbeerbeet angelegt habe. Ich, Eva Brandt, gelernte Krankenschwester, verheiratet, 42, Mutter. Ich hatte aus dem Baumarkt eine Palette mit Erdbeerpflanzen mitgebracht, den Spaten aus dem Schuppen geholt und ein rundes Beet ausgehoben. Direkt in der Mitte der Rasenfläche vor dem Haus. Das bepflanzte ich dann mit den Erdbeeren. Mein Mann Nick war entsetzt. Die Nachbarn haben die Köpfe geschüttelt. Mein Sohn Benny hat es noch nicht einmal bemerkt.

Mir fallen nur zwei Menschen ein, die wenigstens versucht hätten, mich zu verstehen: meine Mutter und meine Freundin Alissa. Aber Mama ist seit drei Monaten tot. Und Alissa und ich haben uns aus unerklärlichen Gründen aus den Augen verloren. Es gab keinen Krach, kein Zerwürfnis, keinen schwelenden Konflikt. Anfangs haben wir uns nur immer seltener gesehen, und seit ein paar Monaten ist der Kontakt völlig abgerissen. Noch immer denke ich an Alissa als an meine beste Freundin. Nichts in meinem Leben kann sie ersetzen. Und trotzdem gelingt es mir nicht, mich aufzuraffen und sie anzurufen.

In letzter Zeit entwischt mir das Leben immer wieder, so wie einem Sand durch die Finger rinnt.

Wenn ich an die vielen Abende denke, die Alissa und ich gemeinsam auf dem Sofa in unserem Wohnzimmer oder am Tisch ihrer Küche verbracht haben! Alissa ist Fan des Partyspiels »Gesprächsstoff«. Das ist eine kleine Box mit vielen

Karten, die jeweils mit einer Frage bedruckt sind. Keine Wissensfragen, sondern tiefsinnige »Hand-aufs-Herz-Fragen«, die einen dazu bringen, über das eigene Leben neu nachzudenken. Wir haben es nächtelang gespielt. Bei Sekt oder Bier, Tee oder Kaffee. Vor dem Kamin und auf der Hollywoodschaukel. Manchmal mit ein paar Freundinnen, aber meistens nur zu zweit.

Eine von Alissas Lieblingsfragen lautete: »Welchen Titel würdest du einem Buch über dein Leben geben?« Damals haben wir uns viele lustige Titel ausgedacht: »Sammelbildchen-Alarm: Zwei Mütter laufen Amok!«, »Vierjährige – schlaflose Wesen aus einer windelfreien Welt« oder »Die Stuhlkreis-Mafia«.

Heute fallen mir völlig andere Titel ein, die ich jedoch nie laut sage. Beispielsweise »Einsam an der Waschmaschine« oder »Wer ist der Fremde neben mir im Ehebett?«. Eine gute Alternative wäre auch: »Mein Sohn behandelt mich wie Luft«.

Auf einer Party würden diese Titel sicher für Gelächter sorgen. Dabei sind sie in Wahrheit todtraurig. Genauso traurig, wie ich manchmal bin. Wo ist mein Schwung geblieben, meine gute Laune? Meine Unbekümmertheit? Meine Zufriedenheit? Mama würde mich jetzt ernst ansehen, den Kopf schütteln und dann sagen: »Eva, wo liegt das Problem? Du bist seit fünfzehn Jahren glücklich verheiratet, das Haus ist abbezahlt und Benny aus dem Gröbsten raus!«

Ja, das Haus ist abbezahlt, da hätte Mama recht. Aber was den Rest betrifft ... Zurzeit fühle ich mich nur verheiratet, und das keinesfalls glücklich. Denn ich weiß nicht mehr, was Nick fühlt. Oder denkt. Dieses Unverständnis ist mittlerweile wohl das Einzige, das uns verbindet. »Ich verstehe dich nicht«, hatte er mich angefahren, als er am Abend vor

dem Erdbeerbeet stand. »Warum hast du das gemacht?« Und damit war er wütend davongestapft. Früher hätte Nick mir die Zeit gegeben zu erklären, was in mir vorging. Früher hätte ich versucht, ihm das Gefühl zu beschreiben, das mich erfüllte, als ich den Spaten in das Erdreich trieb. Dieses aufgeregte Herzklopfen, das Bewusstsein, etwas zu tun, was in unserem niedersächsischen Dorf fast als verbotene Handlung angesehen würde. Denn hier haben alle dieselben ordentlichen Vorgärten, und der Gipfel der Exzentrik ist ein Gartenzweig im St.-Pauli-Trikot, den das Lehrer-Ehepaar am Wendehammer in sein Blumenbeet gestellt hat. Früher hätten Nick und ich sogar gemeinsam über das Kopfschütteln der Nachbarn gelacht. Früher waren wir ineinander verliebt, und es gab keine Missverständnisse und Ungewissheiten zwischen uns. Alles war klar und sicher und eindeutig. Er. Ich. Wir.

Und ich wäre niemals auf die Idee gekommen, alles stehen und liegen zu lassen, um unserem Haus und dem Dorf den Rücken zu kehren. Und so aus meinem eigenen Leben zu verschwinden.

Meine persönliche Lieblingsfrage bei »Gesprächsstoff« lautet: »Wenn man einen Film über dein Leben drehen würde, welche Momente sollte dieser auf jeden Fall enthalten?«

Die kenne ich genau. Der Moment, als Nick mich zum ersten Mal küsste. Der Moment, als man mir Benny als quäkendes Bündelchen auf den Bauch legte.

Aber dann gibt es noch einen Moment, von dem ich niemals jemandem erzählt habe, weder meinem Mann noch meiner besten Freundin. Das war der Moment, als Daniel mich an jenem Sommertag bei der Hand nahm und sagte: »Lass uns abhauen.«

1. Kapitel

*Beschreibe den schlimmsten Tag, den Du je erlebt hast.
(Gesprächsstoff: Original)*

Mittwoch, Tag 1

Morgens um Viertel nach sieben. Während ich das Kaffeepulver in den Filter der Kaffeemaschine löffle, fühle ich mich wie in einer Zeitschleife. Genau dasselbe habe ich gestern um diese Uhrzeit auch getan. Und ich werde es morgen wieder tun. Und übermorgen und überübermorgen. Aufstehen, duschen, Kaffeepulver in den Filter der Kaffeemaschine löffeln. Mein Leben ist eine endlose Reihe von Kaffeelöffeln. Wenn ich dereinst vor dem himmlischen Vater stehe, werde ich auf die Frage »Was hast du in deinem Leben gemacht?« zumindest eines mit Überzeugung sagen können: »Ich habe täglich Kaffeepulver in den Filter der Kaffeemaschine gelöffelt.«

Der Rasen im Garten ist von glitzernden Tauperlen überzogen, als habe die Morgensonne Pailletten von ihrem Strahlenkleid verloren. Ein Junimorgen, der einen warmen Sommertag verspricht. Jetzt müsste man sich ins Auto setzen und losfahren. Der Sonne entgegen, der Nase nach. Anhalten, wo es schön ist. Bleiben, wo man sich wohl fühlt. Beim Gedanken daran schlägt mein Herz unwillkürlich schneller. Dabei liebe ich unser Haus in Bienenholz, einem Dorf mitten in der niedersächsischen Provinz. Es ist ruhig hier, die Luft ist sauber, und die Menschen kennen einander. Hier wird nicht geklaut, und am Samstag werden die Bürgersteige gefegt und der Rasen gemäht.

Während ich am Fenster stehe, unterbricht nur ab und an ein vorbeifahrendes Auto die morgendliche Stille. Es sind meistens Nachbarn, die zur Arbeit fahren oder ihre Kinder zur Schule bringen. Eine Amsel verlässt ihren Aussichtsplatz auf dem Gartenzaun und fliegt in mein Erdbeerbeet, wo sie einen Regenwurm unter einer Pflanze hervorzieht. Kurz überlege ich hinauszugehen, aus den Schuhen zu schlüpfen und mit nackten Füßen über den Rasen zu laufen. Vielleicht könnte ich auch schon eine der Erdbeeren pflücken? Aber ein Blick auf die Uhr beendet diese Anwandlung. Wenn ich Benny jetzt nicht wecke, kommt er wieder zu spät zur Berufsschule. Also schalte ich die Kaffeemaschine ein und steige die Treppe ins Obergeschoss hinauf.

Benny ist siebzehn Jahre alt. Bei ihm fällt Wecken vor 14 Uhr unter Verletzung der Menschenrechte. »Lass mich in Ruhe!«, brüllt er, wenn ich ihn wachrüttle. Die Forschung hat mittlerweile herausgefunden, dass es im Körper von Teenagern ein Hormon gibt, das diese abends nicht einschlafen lässt – also können sie morgens nicht zeitig aufstehen.

Nick hatte aber trotz dieser wissenschaftlichen Erkenntnis nach der x-ten Wiederholung des morgendlichen Dramas »Benny schafft es nicht, aufzustehen« kein Verständnis mehr für die Schlafbedürfnisse unseres Sohnes. Er, der sonst eher Nachdenkliche und Ruhige, ist vor wenigen Wochen geradezu explodiert. »Du kannst ja mal bei Amnesty International anrufen, vielleicht helfen die dir!«, hat er unserem Sohn empfohlen und ihm dann einen nassen Waschlappen übers Gesicht gezogen. Danach habe ich Nick versprechen müssen, dass von nun an ausschließlich ich mich um Bennys Aufstehen kümmere. Weil er, Nick, sich zu sehr aufregt. Als ob mich es kaltlassen würde, wenn sich Benny so benimmt.

Im Gegenteil: Es tut sehr weh. Ich vermisse das Kind, das Benny war.

Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass ich mit gemischten Gefühlen vor Bennys Tür stehe. Auf das Holz geklebte Totenkopf-Embleme und Verbotsschilder machen deutlich, dass Besucher jenseits der zwanzig unerwünscht sind.

»Benny?« Ich klopfe an die Tür.

Nichts.

»Benny, aufstehen!«

Nichts.

Ich klopfe noch einmal und öffne die Tür: »Benedikt!«

Sein Bett ist leer. Unberührt würde ich nicht sagen, denn Benny macht nie sein Bett – aus Protest gegen die Vorstellungen seiner rückständigen Mutter.

Ich bekomme einen großen Schreck. Dass Benny spät nach Hause kommt, ist ein klassisches Streitthema zwischen uns. Aber wenn er woanders übernachtet, ruft er immer an.

Ich stürze ins Schlafzimmer und rüttle Nick. »Benny ist nicht nach Hause gekommen!«

Nick gähnt. Er setzt sich auf und guckt mich verständnislos an. Mit seinen blauen Augen und den hellbraunen gewellten Haaren, die zerwühlt vom Kopf absteigen, sieht er seinem Sohn sehr ähnlich.

»Hat er dir gesagt, wo er hinwollte?«, frage ich.

Nick kratzt sich verschlafen am Kopf. Endlich sagt er: »Wollte er nicht mit den Jungs los?« Er streckt seine Hand nach mir aus. »Reg dich doch nicht auf, Eva. Dem passiert schon nichts.«

»Ich reg mich aber auf! Vielleicht liegt er irgendwo im Straßengraben und verblutet.«

Nick seufzt. »Geht's auch weniger melodramatisch?«

Ich starre ihn an. Wieso sind ihm meine Gefühle gleichgültig? Meine Ängste sind nicht melodramatisch, sondern sehr real. Ängste kann man nicht abschalten, die überfallen einen wie Schüttelfrost. Aber Nick bleibt es ja bis heute auch ein Rätsel, warum ich immer eine Strickjacke und ein Halstuch dabei habe. Oder dass ich nie ohne Strümpfe in der Handtasche aus dem Haus gehe. Ich friere leicht. Und ich mache mir schnell Sorgen.

Nick jedoch hat sich entschlossen, die Gedanken über seinen Sohn zu vertagen. »Ich geh unter die Dusche«, bescheidet er mir. »Wir können beim Frühstück über Benny reden.« Er schlüpft aus seiner Pyjamahose. Sehr weit hinten in meinem Kopf, wie hinter einem Paravent verborgen, durchschießt mich der Gedanke, wann ich zuletzt seinen Hintern nackt berührt habe. Es scheint Jahre zurückzuliegen. Ich bin ärgerlich über Nicks Unbefangenheit. Wieso zieht er sich vor mir aus, während ich Todesangst um unser Kind ausstehe? Früher hätte mir seine Nacktheit schlicht gefallen. Heute erinnert sie mich an etwas, das wir verloren haben, und macht mir schlechte Laune. Nick weiß nichts von meinen Gefühlen und spult ungerührt seine Morgenroutine ab, wie ich am aufdringlichen Surren des elektrischen Rasierers erkenne. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder zu meiner Freundin, der Kaffeemaschine, hinunterzusteigen und aus dem Fenster zu äugen. Als Nick frisch geduscht und mit noch feuchten Haaren die Küche betritt, hänge ich immer noch auf meinem Beobachterposten.

»Na, schon ein Lebenszeichen von unserem Kleinen?« Er inspiziert mit kritischem Blick das Innenleben unseres Kühlschranks.

»Nein! Keine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, und auf meinem Handy hat er sich auch nicht gemeldet.«

Als Nick meine verzweifelte Miene sieht, unterbricht er seine Inspektion, greift erst nach einem Joghurt und nimmt mich dann kurz in den Arm. Dabei klopft er mit der freien Hand beruhigend auf meinen Rücken. Es ist zwar nicht sehr nett von mir, aber mir gefällt das nicht und ich mache mich los. Erstens, weil Nick meine Bedenken offenbar immer noch übertrieben findet, und zweitens, weil ich mich durch sein Getätschel behandelt fühle wie ein alter Ackergaul. Nick stellt den Joghurt mit einem resignierten Lächeln auf den Tisch und nimmt einen Kaffeebecher vom Regal. »Hast du einen Schluck Kaffee für mich?«

Ich sehe mich nach der Kaffeemaschine um – und habe das befremdliche Gefühl, dass sie zurückschaut. Jedenfalls hat sie keinen Kaffee gekocht. »Komisch«, wundere ich mich. »Ich weiß genau, dass ich sie eingeschaltet hatte.« Ich greife nach der Kanne, ziehe sie von der Platte und untersuche die Maschine.

Nick runzelt die Stirn. Dann erhellt sich sein Gesicht. »Kein Wunder!« Er hält den Stecker hoch. »Den musst du schon vorher in die Steckdose stecken, mein Schatz.«

Sein gönnerhafter Ton ärgert mich. Ich reiße ihm den Stecker aus der Hand. »Benny hat gestern hier seinen iPod aufgeladen.« Ärgerlich stopfe ich den Stecker in die Steckdose.

Nick grinst ironisch. »Je weniger der Junge zu Hause ist, umso besser. Dann bringt er dir wenigstens nicht die Küche durcheinander.« Er setzt sich an den Tisch und greift nach seinem Joghurt. »Und ich würde morgens in Ruhe Kaffee trinken können.«

In diesem Moment geht die Tür und wenig später stolpert Benny in die Küche. Mit rutschenden Jeans, aus deren Hosenbund der Rand seiner Boxershorts hervorlugt, einem übergroßen, beuteligen Sweatshirt und der obligatorischen Baseball-Cap auf dem Kopf. Er stinkt nach Alkohol und Zigaretten und ist offensichtlich betrunken. Er schaut erst seinen Vater und dann mich an. »Na? Alles klar?«

Nick widmet seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem Joghurt und schweigt.

Ich dagegen platze. Weil ich erleichtert, wütend und traurig zugleich bin. Weil Benny wieder nicht zur Berufsschule gehen wird. Weil ich niemals gedacht hätte, dass unser Sohn morgens betrunken nach Hause kommt. »Alles klar? Du hast Nerven! Wo warst du? Wieso rufst du nicht an? Hast du mal an die Schule gedacht? Hatten wir nicht bestimmte Regeln eingeführt? Also, wie lautet deine Entschuldigung?« Ich muss kurz Luft holen. »Hörst du mir zu? Was hast du dir dabei gedacht?« Ich hole noch einmal Luft. »Antworte gefälligst!«

Benny sieht mich einen Moment lang unter schweren Lidern an. Dann sagt er: »Ich geh ins Bett.« Er dreht sich um, und wir hören seine Schritte auf der Treppe. Oben fällt seine Zimmertür ins Schloss.

Am liebsten würde ich hinter ihm herlaufen, aber Nicks amüsiertes Blick hält mich davon ab. »Was findest du so komisch?«, frage ich.

»Dich.«

Das macht mich sprachlos.

Nick lächelt mir besänftigend zu. »Eva, was ist denn schon passiert?«

»Was schon passiert ist? Unser Sohn hat sich nicht nur voll-

laufen lassen, sondern schwänzt jetzt schon wieder die Berufsschule!«

Nick zuckt wieder mit den Achseln. »Davon geht die Welt nicht unter.« Er zeigt aus dem Fenster. »Seine Mutter demoliert dagegen gerne einmal den Vorgarten.« Er verzieht wie unter Schmerzen das Gesicht. »Wenn du dich wenigstens hinten beim Gemüsebeet ausgetobt hättest. Aber nein, mitten in den Vorgarten musstest du diese Erdbeeren setzen. Wie das aussieht!« Kopfschüttelnd widmet er sich seinem Joghurt.

In den vergangenen Sekunden habe ich ein leises Plätschern in meinem Rücken zur Kenntnis genommen, nicht einordnen können und erfolgreich verdrängt. Jetzt fällt mir ein dunkles Rinnsal zwischen meinen Füßen auf. Mit einem Aufschrei drehe ich mich um und sehe, dass ich vergessen habe, die Kanne zurück auf die Platte unter den Filter zu stellen. Ungehindert pladdert der Kaffee nach unten, überschwemmt den Tresen und rinnt den Küchenschrank hinunter.

Während ich schnell die Glaskanne unter den Filter stelle und nach einem Aufwischlappen fahnde, verlässt Nick die Küche mit den Worten: »Ich trinke im Büro Kaffee. Bis heute Abend.« Er wirft mir eine Kusshand zu.

»Warte doch mal ... Nick?«

Aber er ist schon aus dem Haus. Ich sehe ihn über den Rasen gehen und auf dem Weg zum Carport den Rasensprenger einschalten. Dann springt der Wagen an.

Ich sinke auf einen Küchenstuhl. Auf dem Tisch steht Nicks leerer Joghurtbecher. »Den hätte er selbst wegwerfen können. Aber dafür bin ich dann wieder gut genug«, meckere ich vor mich hin, drücke den Becher ärgerlich zusammen

und lasse ihn auf Nicks Teller fallen. Üblicherweise führe ich keine Selbstgespräche, und so kommt mir meine Stimme fremd und unnatürlich vor. Ich horche mir selbst nach und erkenne erschreckt: Ich klinge wie meine eigene Mutter, als ich ein Teenager war. Genauso frustriert und enttäuscht. Ich blicke auf die Uhr. Es ist noch nicht einmal neun und für mich ist der Tag erledigt. Wie lange ich am Küchentisch gesessen und stumpf vor mich hin gestarrt habe, weiß ich später nicht. Wann hat es angefangen, dass mein Leben so mühsam wurde? Während ich überlege, ob ich erst frühstücken oder erst sauber machen soll, geht die Türklingel. Es ist unser Postbote, der an diesem Morgen seine Tour besonders früh hinter sich bringt. Was sicher damit zu tun hat, dass er gleichzeitig Kassenwart der Freiwilligen Feuerwehr ist und heute Mittag der Vorstand tagt, wie es im Kreisblatt stand. Auf dem Weg zu Tür blicke ich kurz in den Spiegel, der neben der Garderobe hängt, und erschrecke über mein grimmiges Gesicht. Schnell bemühe ich mich um eine freundliche Miene.

»Herr Leffler!« Ich lächle den Briefzusteller an, als ob er mir einen Lottogewinn mitgeteilt hätte. Er lächelt jetzt ebenfalls und fragt: »Soll ich Post für Sie mitnehmen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Dann habe ich hier zwei Briefe für Sie, Frau Brandt«, sagt Leffler. »Einer davon ist ein Einschreiben aus Hamburg.«

»Ein Einschreiben?«

Ich studiere den Absender. Der Name einer Anwaltskanzlei – Münchmeyer, Rottmann & Steinhausen – sagt mir nichts. Doch seit Mamas Tod bekomme ich hin und wieder Post von mir unbekanntem Personen und Firmen. Das sind beispielsweise Aufforderungen, ich solle irgendwelche

Abonnements von Mama weiterführen, und einmal musste ich den Vertrag für eine Garage kündigen, die Mama angeblich im Nachbarort gemietet hatte – was mir bis heute ein Rätsel ist.

Herr Leffler mustert mich aufmerksam. »Alles in Ordnung, Frau Brandt?« Er reicht mir den Stift zur Unterschrift. »Wie geht es Benny? Hab den Jungen lange nicht gesehen.«

Er verlagert sein Gewicht auf das rechte Bein und lehnt sich behaglich an die Hauswand. Offenbar stellt er sich auf einen längeren Plausch ein. Schnell greife ich nach den Briefen und verabschiede Leffler mit einer Notlüge. »Vielen Dank, aber ich hab was auf dem Herd!«

In der Küche sehe ich mir die Briefe an. Ein Schreiben für Mama, per Nachsendeantrag zu uns umgeleitet. Es ist von der Kreisverkehrswacht. Ungläubig lese ich: »Sehr geehrte Frau Bendixen, wir freuen uns, Ihnen diese Urkunde überreichen zu können. Weiterhin noch viel Freude am Fahren!« Das angefügte Schmuckblatt mit Mamas Namen bescheinigt meiner Mutter »50 Jahre unfallfreies Fahren«. Mir stockt der Atem, und ich schnappe nach Luft, als hätte mir jemand in den Bauch geboxt. Ich hatte geglaubt, mit dem Schmerz schon viel besser umgehen zu können. Doch Kummer hält sich nicht an Regeln, das merke ich einmal mehr an diesem Morgen. Auch diesmal packt er mich unvermittelt und mit einer Heftigkeit, als wäre das Schreckliche erst gestern und nicht vor drei Monaten geschehen. Damals hat Mama ihren heißgeliebten Mercedes gegen einen Autobahnbrückenpfeiler gelenkt. Behaupte ich. Nick glaubt wie der Rest der Welt an einen Unfall. Aber Mama war eine routinierte und ausgezeichnete Fahrerin. Ich sehe auf das Blatt Papier vor mir.

Diese Urkunde wäre verdient gewesen. Ich glaube, etwas Bitteres im Mund zu haben, und schlucke schnell. Vielleicht schmecken so ungeweinte Tränen? Ich konnte nicht weinen über Mamas Tod. Genau genommen habe ich seitdem überhaupt nicht mehr geweint. Nicht, als ich den Anruf aus dem Krankenhaus bekam, nicht beim Bestatter und bei dem Gespräch mit der jungen Pastorin, die zu Mamas Beerdigung sprach. Ans Grab bin ich damals nach der Trauerfeier auch nicht mitgegangen. Ich bin seitdem nie wieder auf dem Friedhof gewesen.

Als ich mich etwas beruhigt habe, öffne ich den Brief aus Hamburg. »Sehr geehrte Frau Brandt«, lautet der Text. »Mein verstorbener Mandant, der Galerist Daniel Eisenthuer, bittet in seinem Testament darum, dass Sie bei seiner Urnenbeisetzung die Grabrede halten. Bitte lassen Sie mich doch wissen, ob Ihnen dies möglich sein wird. Mit freundlichen Grüßen. Hubertus Münchmeyer«. Die Worte verschwimmen vor meinen Augen, und ich wische mir mit der Hand über die Stirn. Was soll das? Ich lasse das Blatt sinken. Dann trifft es mich unvermittelt, eiskalt. Daniel. Daniel Eisenthuer. Mein Herz schlägt schneller.

Ich streiche fahrig den Briefbogen glatt und beginne noch einmal von vorn.

Testament. Urnenbeisetzung. Grabrede. Aber das heißt doch ... Ich muss tief Atem holen, lese das Schreiben zum dritten Mal. Und dann finde ich auch das kleine Wort, das ich beim Überfliegen übersehen habe. Da steht es, vor »Mandant«: »Mein verstorbener Mandant, der Galerist Daniel Eisenthuer ...« Ich lasse den Bogen wieder sinken. Jetzt erst sickert die Bedeutung der Worte wirklich in mein Bewusstsein. Daniel ist tot.

Es ist so still in der Küche, dass ich glaube, das Pochen meines Herzens zu hören. Meine Gedanken überschlagen sich. Ich sehe Daniel vor mir. Klar und scharf. Als ob es die vergangenen zwanzig Jahre nicht gegeben und wir uns erst gestern gesehen hätten. Das weiche schwarze Haar. Seine dunklen Augen, von einem dichten Wimpernkranz eingerahmt, auf den ich fast neidisch war. Mir ist, als würde er jetzt im Tor zum Garten stehen – barfuß, die verwaschenen Jeans auf den schmalen Hüften, darüber ein halboffenes hellblaues Hemd. Das ist selbstverständlich Unsinn. Denn Daniel sähe heute bestimmt nicht mehr so aus, wie er in meiner Erinnerung vor mir steht. Wieder blicke ich auf den Brief, und mit einem Mal überkommt mich ein Gefühl tiefsten Bedauerns. Ich werde nie mehr erfahren, wie Daniel erwachsen geworden ist, wie er ausgesehen hat, mit dreißig oder mit vierzig Jahren. Daniel ist tot.

Vorgarten und Straße liegen still da. Die Amsel ist fortgeflogen. Immer noch sehe ich den jungen Daniel in meinen Gedanken vor mir. Und dann taucht neben ihm ein junges Mädchen auf, fast schon eine junge Frau. Sie hat lange blonde Haare und runde Hüften und trägt eine schlichte Bluse zu einer dunklen Hose. Sie blickt hoch, als ob ihr jemand etwas zuruft, und lächelt. Sie beugt sich nach vorn, streift Schuhe und Socken ab und lacht, während sie die Zehen auf dem Rasen bewegt. Das Bild wird unscharf. Daniel und das Mädchen verschwimmen hinter dem regenbogenfarbenen Fächer der Wassertropfen aus dem Rasensprenger.

Womm. Womm. Womm. Ein ohrenbetäubendes Geräusch zerreißt die Stille und lässt mich zusammenfahren. Offenbar um sanfter einzuschlafen, beschallt Benny seine nähere Umgebung mit jener Art Musik, die er als »Auf-die-Fresse-

Techno« bezeichnet. Für mich hört es sich nach einem außer Kontrolle geratenen Presslufthammer an.

Ich betrachte den zusammengeknüllten Joghurtbecher, die Kaffeeflecken auf dem Tresen und die dunklen Spuren auf der Vorderseite des Küchenschrankes, die braunen Lachen auf dem Fußboden. Ich lausche dem Krach von oben. Auf einmal sehe ich mich selbst wie aus der Vogelperspektive. Eine Frau, nicht mehr jung, aber noch nicht alt. Eine Frau, die in ihrem Leben steckengeblieben ist zwischen Gewohnheiten und Ritualen wie in einem Auto, das in einer Parklücke von anderen zugeparkt wurde. Aber dann verschwindet wie durch Zauberhand eines der anderen Autos, die Frau legt den ersten Gang ein und fährt davon. Genauso unvermittelt stehe ich jetzt auf, nehme die Post und steige die Treppe ins Obergeschoss hinauf. Vor Bennys Tür verharre ich einige Sekunden, aber ich klopfe nicht. In wenigen Minuten habe ich meine Reisetasche gepackt und stopfe die Briefe als Letztes hinein. Die Betten im Schlafzimmer bleiben ungemacht. Dann stehe ich in der Küche und blicke noch einmal auf das Chaos, das ich zurücklasse. Sorgfältig hänge ich meinen Autoschlüssel an das Schlüsselbrett, lege die Fahrzeugpapiere in die Küchenschublade. Schließlich schalte ich die Kaffeemaschine aus, ziehe die Haustür leise ins Schloss und gehe über den Gartenweg auf die Straße.

Im letzten Moment erreiche ich den Bus nach Soltau. Von dort nehme ich einen Zug nach Hamburg. Die Sommerlandschaft fliegt an mir vorbei, ohne dass ich etwas sehe. Immer wieder kommt mir das Bild von Daniel und dem Mädchen unter dem Regenbogen in den Sinn.